

Marietta Slomka

MEIN AFRIKANISCHES TAGEBUCH

Marietta Slomka

MEIN AFRIKANISCHES TAGEBUCH

Reise durch einen Kontinent im Aufbruch

C. Bertelsmann



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage

© 2011 by C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
ZDF-Logo lizenziert durch ZDF Enterprises GmbH

© ZDF 2011 – Alle Rechte vorbehalten –

Umschlaggestaltung: R·M·E Roland Eschlbeck und Rosemarie Kreuzer

Bildredaktion: Dietlinde Orendi

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10076-9

www.cbertelsmann.de

INHALT

Umarmungen in Johannesburg – ein Vorwort	7
Hoffnung im Land der tausend Hügel – Ruanda	13
Brotkorb für die Welt? – Äthiopien	55
Hinter den Kulissen von Safari und Savanne – Kenia	103
Fluch der Schätze – Angola	141
Bedrohtes Paradies – Mosambik	185
Mit anderen Augen – ein Nachwort	237
Länderdaten	243
Personen- und Sachregister	249
Bildnachweis	256

UMARMUNGEN IN JOHANNESBURG – EIN VORWORT

Mein Lieblingsflughafen ist der International Airport Johannesburg in Südafrika. Bei den vielleicht acht, neun Malen, die ich bisher in Johannesburg gelandet bin, gab es fast immer irgendein Problem. Und immer haben südafrikanische Flughafenmitarbeiter alles stehen und liegen lassen, um der unbekanntenen Reisenden zu helfen. Beim letzten Mal fiel mir eine Flughafenangestellte mit fliegenden schwarzen Zöpfchen vor lauter Begeisterung um den Hals, als ich ihr erleichtert meinen verloren geglaubten Koffer zeigte – so sehr freute sie sich mit mir, nachdem sie zuvor voller Mitgefühl gewesen war angesichts des vermeintlichen Verlustes.

Unvergessen auch, wie das Bodenpersonal einer afrikanischen Airline beim Check-in in Johannesburg das ungefähr ein mal ein Meter große, abstrakte Gemälde eines kleinen afrikanischen Mädchens, das ich in einer Galerie in Soweto gekauft hatte, betrachtete: »She looks sad«, befanden sie. »Ja«, sagte ich, »sie ist traurig. Aber auch schön, oder nicht?« Allgemeine Zustimmung: traurig und schön. Die südafrikanischen Mitarbeiter beschloßen, dass dieses kleine schwarze Mädchen (»our little lady«) First Class nach Deutschland fliegen sollte: »Then she has a good journey out of Africa«, dann hat sie wenigstens einen schönen Flug, wenn sie ihre Heimat schon verlassen muss. Im Flieger nahm mir die entsprechend instruierte afrikanische Stewardess das Bild ab und trug es hoch in die offenbar halbleere First Class, als handele

es sich um ein rohes Ei. So flog mein frisch erworbenes Gemälde (»auf einem eigenen Sitz«, wie mir strahlend berichtet wurde) Richtung Deutschland. Die Galeristin, der ich es in Soweto abgekauft hatte, war übrigens in Tränen ausgebrochen, als ich mit dem in Noppenfolie verpackten Bild von dannen marschierte. »I will miss my girl!« Das war nicht Teil einer »Verkaufsshow«, sondern kam von Herzen. Der Künstler war an Aids gestorben; das Bild hatte lange in ihrer Galerie gehangen. Ich musste ihr versprechen, »gut auf ihr kleines Mädchen aufzupassen«, während wir uns zum Abschied umarmten (die Chance, umarmt zu werden, ist in Südafrika vergleichsweise groß).

Es sind solche Momente, die ich mit Südafrika und mit dem Airport Johannesburg verbinde. In der Galerie im Township Soweto, die genauso gut eine Galerie in Berlin-Mitte hätte sein können, wurde mir aber auch bewusst, wie wenig ich über zeitgenössische afrikanische Kunst weiß. Ähnlich erging es mir in Ruanda, als ich meine Gesprächspartner fragte, welche ruandische Musik sie mir empfehlen könnten für die TV-Doku, die wir damals drehten. Da wurde ich mit Namen und Musikrichtungen regelrecht bombardiert, von Jazz über »tolle Harfenistin« bis zu Hip Hop. Ich hatte von keinem dieser Musiker je gehört. Wie viel wissen wir Europäer über aktuelle afrikanische Kultur? Fallen uns beim Stichwort »afrikanische Kunst« nicht vor allem folkloristische Holzschnitzereien oder Bongo-Trommeln ein?

Den Blick auf Afrika zu weiten, ist ein wesentliches Anliegen dieses Buches. Denn Afrika ist oft überraschend anders als die Bilder, die wir im Kopf haben: Zum Beispiel, dass Äthiopien eine dürre Wüste sei. Oder Ruanda ein einziger Hort des Grauens, auf ewig gebrandmarkt durch den entsetzlichen Völkermord vor sechzehn Jahren. Und was verbinden wir mit Mosambik oder Angola? Braune Erde, in der Landminen vergraben sind? All das stimmt – und stimmt doch nicht. In Äthiopien bin ich durch Ge-

genden gefahren, die aussehen wie der Schwarzwald: saftig dunkelgrün. In Angolas Hauptstadt Luanda gibt es Ecken, da wöhnt man sich in Saint-Tropez. Und in Ruanda habe ich ein lässig-stylisches Nightlife erlebt. Dieses Buch will Neugier wecken auf einen Kontinent, den man aus vielen Blickwinkeln betrachten kann – und sollte.

Als Volkswirtin interessiert mich besonders: Warum leben in Afrika so viele arme Menschen auf so reichen Böden? Denn Afrika ist reich. Reich an Boden- und Naturschätzen, um die längst ein Wettrennen internationaler Investoren entbrannt ist. Afrika hat nicht nur fruchtbare Böden, sondern auch reiche Ölvorkommen, Diamanten, Kobalt und viele andere Schätze, von denen wir in deutschen Landen nur träumen können. Und doch sind so viele Afrikaner bitterarm. Warum? Fragen wie diese treiben mich um – auch wenn ich nicht den Anspruch erhebe, umfassende Antworten liefern zu können. Wer in Afrika einfache Antworten sucht, kann sowieso gleich zu Hause bleiben. Aber ich habe als reisende Journalistin Beobachtungen gemacht, die sich durchaus in einen größeren Kontext einordnen lassen.

Vor allem aber möchte ich Ihnen als Leser zurufen: Schaut auf Afrika! Afrika ist so viel mehr als exotische Kulisse für Herzschmerzfilme einerseits oder Hort der Finsternis andererseits. Es ist ein faszinierender und vielschichtiger Kontinent, der es verdient, auch genauso wahrgenommen zu werden. Vielleicht geht es Ihnen ja so wie manchen meiner Freunde und Bekannten, die mir zuhörten, während ich erzählte und erzählte, und schließlich sagten: »Vielleicht sollten wir auch mal nach Afrika reisen!« Ja, tun Sie das! Es lohnt sich!

Zugleich weiß ich, dass es grundsätzlich heikel ist, ein Buch über Afrika zu schreiben. Man trifft bei der Beschäftigung mit die-

sem Kontinent besonders häufig auf extrem engagierte und extrem gegensätzliche Meinungen. Wer als Entwicklungshelfer in Afrika unterwegs ist, womöglich auch noch in Kriegsgebieten, wird sich mit seinem Afrika-Bild in diesem Reisetagebuch vielleicht nicht ausreichend wiederfinden. Kriege, Hungersnöte und Aids werden von mir nicht ausgeblendet, das kann man auch gar nicht, wenn man sich mit Afrika beschäftigt. Aber es sind nicht die Schwerpunktthemen dieses Buches. Und natürlich ist jedes einzelne Thema, das ich anspreche, so komplex, dass man dazu eigene umfangreiche Abhandlungen verfassen kann. Mein Buch ist nicht aus der Perspektive einer langjährigen Afrika-Expertin geschrieben, das bin ich nicht. Sondern mit dem Blick von außen, dem persönlichen, auch subjektiven Blick einer Reisenden. Allerdings einer reisenden Journalistin, die weit mehr Möglichkeiten hat, Informationen zu sammeln und Gespräche zu führen als touristisch Reisende. So ist dieses Buch eine Mischung aus eigenen Erlebnissen und journalistischer Recherche.

Natürlich hätte ich dieses Buch ohne Unterstützung nicht schreiben können. Dabei denke ich besonders an meine Kollegen Kirsten Hoehne, Jens Nicolai und Claudia Ruete, die die ZDF-Dokumentation »Afrikas Schätze« mit mir gemeinsam recherchiert und gedreht haben. Das war sowohl auf der professionellen als auch auf der persönlichen Ebene eine der schönsten Teamarbeiten, die ich je erlebt habe. Wenn man über viele Wochen oder gar Monate eng aufeinander hockt und am Ende nicht erleichtert, sondern traurig ist, dass das Werk fertig und damit die gemeinsame Zeit vorbei ist, dann hatte man es mit ganz besonderen Kollegen zu tun ... Danken möchte ich natürlich auch meinen Gesprächspartnern in Afrika, für das Vertrauen und die Offenheit, die sie mir entgegengebracht haben.

In dieses Buch sind aber auch Erlebnisse auf privaten Reisen eingeflossen. Und so möchte ich, zum Schluss aber nicht zuletzt, Christof danken – dafür, dass er mit mir seit vielen Jahren kreuz und quer durch die Welt reist, über und unter Wasser, und mit mir zu immer neuen Horizonten aufbricht.

HOFFNUNG IM LAND DER TAUSEND HÜGEL – RUANDA

Ankunft in Kigali: Ist das Afrika?

Das erste, was mir ins Auge sticht, als ich im International Airport Kigali durch die Passkontrolle in die Ankunftshalle marschiere, ist ein eigentümliches Schild: ein stilisierter Beutel mit der Aufschrift »Plastic« und darüber ein dickes rotes Kreuz. Offenbar ein Verbotsschild! Dass Umweltschutz in Ruanda stark propagiert wird, wusste ich. Aber dass es so weit geht? Etwas irritiert stopfe ich die vom Zwischenstopp im äthiopischen Addis Abeba mitgebrachte Duty-Free-Tüte in meinen Rucksack, sicherheitshalber – und halte dann Ausschau nach Daddy Ruhorahoza. Ein junger, ambitionierter Filmmacher aus Kigali, der während unseres Aufenthalts in Ruanda für unser Team Kontaktmann, Türöffner, Fremdenführer und Dolmetscher sein wird. Dass er vom Fach ist, macht ihn für unsere Dreharbeiten erst recht zu einem idealen »Stringer«, wie wir im TV-Jargon jene Ortskräfte nennen, die uns kollegial und kenntnisreich durch ihre Heimatländer lotsen und ohne die solche Filmarbeiten kaum möglich wären. Bisher hatten wir mit Daddy nur telefonisch und per Email Kontakt.

»Marietta?« Er hat mich schon entdeckt, was nicht schwer war; schließlich bin ich weit und breit die einzige weißhäutige Frau, die aus dem Flugzeug gestiegen ist. Daddy entpuppt sich als personifizierte Lässigkeit. Neben Kigali ist London seine Lieblingsstadt, sein Englisch praktisch Oxford-like, auch Berlin findet er großartig, zur Berlinale war er dort – und strahlt überhaupt

eine kosmopolitische Weltläufigkeit aus, die uns in Kigali noch einige Male begegnen wird. So dreht sich mein erster Smalltalk in Ruanda um den US-Filmmacher Quentin Tarantino und den Kollwitzplatz im Prenzlauer Berg in Berlin, was ich nicht unbedingt erwartet hätte.

Schon auf der Fahrt vom Flughafen zeigt sich auch Ruandas Hauptstadt von einer anderen Seite, als man es vielleicht vermuten würde. Anders jedenfalls als andere afrikanische Großstädte, die ich gesehen habe, und vor allem anders, als sich viele wohl eine Stadt vorstellen, die vor gerademal sechzehn Jahren ein Ort unbeschreiblichen Grauens war. Kigali präsentiert sich ausgesprochen aufgeräumt – die Straßen so sauber gefegt, wie man es in europäischen Großstädten selten findet. Selbst die Slums, die ich in den nächsten Tagen noch besuchen werde, wirken trotz bitterer Armut geradezu »ordentlich«, verglichen mit anderen Elendsvierteln dieser Welt, auch solchen, die ich auf dieser Reise durch Afrika noch zu sehen bekommen sollte. Als wolle man in dieser Stadt jeden Tag aufs Neue das Blut wegwischen, das über den Asphalt floss – und die Erinnerung auslöschen an diese hundert Tage, in denen fast eine Million Menschen umgebracht wurden. Als ich Daddy darauf anspreche, bestätigt er meinen Eindruck: »Ja, jeder Bürger ist angehalten, regelmäßig die Bordsteine zu reinigen; es gibt regelrechte Putzdienste. Außerdem hat die Regierung der Umwelt zuliebe im ganzen Land Plastiktüten verboten.« Und jeder hält sich dran? Wird man sonst bestraft? »Nein, bestraft nicht. Aber die Polizei konfisziert jeden Plastikbeutel, den sie sieht.« Deshalb also schon am Flughafen der Warnhinweis – meine verschämt versteckte Tüte fühlt sich nun an wie ein Corpus Delicti.

»Möchtest du noch eine Stadtrundfahrt machen, bevor wir ins Hotel fahren?« Unbedingt! Ich finde, es gibt auf Reisen nichts Besseres, als sofort nach der Ankunft eine erste Rundfahrt zu machen, egal, wie müde man sein mag. Das allererste Gefühl, die

ersten Atemzüge, mit denen man das Fremde aufsaugt, sind die intensivsten, weil alle Sinne noch ganz auf den eigenen heimatlichen Lebensraum ausgerichtet sind. Manches, was einem in den ersten Minuten in der Fremde auffällt, bemerkt man später nicht mehr, weil sich Augen, Ohren und Nase schon umgestellt haben.

In Kigali fahren wir an gepflegten Parkanlagen, Blumenbeeten, Springbrunnen, Tennisplätzen und an einem Golfplatz vorbei. Vögel zwitschern, ein intensiver Blütenduft liegt in der Luft, vom Tennisplatz wehen Gelächter und das fröhliche Plopp-Plopp der Bälle herüber – vor mir breitet sich ein friedliches, fast paradiesisches Kigali aus. Nichts könnte weniger an die Hölle eines Genozids erinnern. Daddy zeigt mir eines der neugebauten Wohnviertel. Hübsche rote Backsteinhäuser reihen sich aneinander, im Stile einer englischen Kleinstadt, mit strahlend hellgrünen Vorgärten und kunstvoll getrimmten Hecken. »Wohnen hier die Reichen?«, frage ich. »Nein, das hier ist eine Mittelklassegegend. Hier wohnen höhere Beamte, Leute aus dem mittleren Management, Ärzte, Journalisten, solche Leute halt. Natürlich auch Ausländer, aber genauso viele Ruander.«

Wie die wirklich Reichen wohnen, sehe ich ein paar Blocks weiter. Allein stehende Villen in Pastelltönen, viele noch im Rohbau; offenbar wächst die Zahl der Wohlhabenden, die sich solche Häuser leisten können. Die Grundstücke sind zwar sorgfältig umzäunt und mit den typischen »Security«-Warnschildern versehen. Aber sie liegen nicht in einem hermetisch abgeschirmten Reichen-Ghetto, wie ich sie aus den Hauptstädten anderer Drittweltländer kenne. Aus Johannesburg etwa, wo ich Viertel gesehen habe, in denen sich die Villen hinter hohen stacheldrahtbewehrten und mit Videokameras gespickten Mauern ducken, so dass eigentlich nur noch Schießscharten fehlen, um den Eindruck von Burgen im Belagerungszustand zu vervollständigen. In Kigali bauen die Wohlhabenden ihre Häuser mitten in der Stadt, direkt an der Straße, mühelos einsehbar, vergleichsweise harm-

los geschützt und mit ärmlichen Hütten in unmittelbarer Nachbarschaft. Ruandas Regierung, die unter Präsident Paul Kagame mit harter Hand regiert, preist die niedrige Kriminalitätsrate in ihrem Land. Meine eigenen Eindrücke bestätigen diese offizielle Darstellung durchaus. Die Handtasche sorglos über die Schulter baumeln lassen, nach Einbruch der Dunkelheit durch die Straßen spazieren: Lässigkeiten, die man als Reisender in nicht wenigen Ländern dieser Welt besser bleiben lässt oder die man zumindest nur sehr vorsichtig handhabt – in Ruanda erschien uns das alles ziemlich unproblematisch.

Vision 2020 – das neue Ruanda

»Das neue Ruanda«, die sogenannte »Vision 2020« des Präsidenten, entsteht in Kigali sichtbar an allen Ecken und Enden. Auf den neu geteerten Straßen herrscht emsige Geschäftigkeit, klotzige Bürogebäude ragen aus der Erde, in der Innenstadt wächst ein Bankenviertel. Beliebter Treffpunkt ist ein mit kostenlosem Wireless-Lan ausgestattetes Café in einer Shopping-Mall. Mit modischen Zebrano-Holztischen in Creme und Braun eingerichtet, könnte dies ein Café in jeder Metropole der Welt sein. Neben Latte Macchiato, Smoothie-Drinks und Putenbruststreifen-Salat stehen die Laptops aufgeklappt auf den Tischen. Viele junge Leute sitzen hier, die meisten modisch-westlich gekleidet. Dazwischen aber auch Frauen in traditionellen afrikanischen Gewändern, die sich über ihre Laptops beugen. Zum Singapur Afrikas will Präsident Kagame sein Land machen, ein internationales Handels- und Dienstleistungszentrum soll es werden. Eine ehrgeizige Vision, für die er Unterstützung im Ausland sucht. So gehört zum Beispiel Tony Blair zu den offiziellen Beratern des ruandischen Präsidenten. Ausländisches Kapital wird gezielt angelockt, die bürokratischen Hemmnisse gelten als vergleichsweise niedrig; ein Geschäft zu eröffnen sei in Ruanda einfacher als in jedem anderen afrikanischen Land, schwärmen Investoren.

Paul Kagame, der ehemalige Tutsi-Rebellenführer, dessen Armee vom Nachbarland Uganda aus kämpfend 1994 Kigali eroberte und den Genozid beendete, gehört zu den schillerndsten politischen Figuren auf dem afrikanischen Kontinent. Eine asketisch-hagere Gestalt; er wird als misstrauisch und hochintelligent beschrieben. Ein Mann mit absoluter Macht. Doch mit den berühmtesten afrikanischen »Big Daddys« wie etwa Idi Amin in Uganda, Bokassa in der Republik Zentralafrika oder Joseph Mobutu im Kongo lässt er sich nicht vergleichen. Jene brutalen Gewaltherrscher, die »Schlächter Afrikas«, die nach der Unabhängigkeit in den sechziger und siebziger Jahren ihre Machtfülle dazu nutzten, für sich und ihre Clans sagenhafte Reichtümer anzuhäufen, schlimmste Gräueltaten begingen und am Ende ihre Länder in katastrophalem Zustand zurückließen.

Paul Kagame hingegen hat für sein Land wohl tatsächlich eine Vision, jenseits persönlicher Bereicherung. Die Korruptionsrate in Ruanda gilt als vergleichsweise niedrig, der Präsident zeigt sich an Wirtschafts- und Finanzpolitik ernsthaft interessiert und durchaus offen für ausländische Expertise. Im Westen, in Europa und den USA, gilt er vielen als afrikanischer Hoffnungsträger. Das hat man über Robert Mugabe, den Gewaltherrscher in Simbabwe, allerdings lange Zeit auch gesagt, bis er sein Land komplett ruinierte ...

Auch auf Paul Kagames Lebenslauf liegen dunkle Schatten: Ihm wird vorgeworfen, dass seine Rebellenarmee beim Kampf gegen die Hutu ebenfalls Massenmorde begangen habe. Unter anderem hat er nach der Machtübernahme in Kigali Hutu-Flüchtlingslager im benachbarten Kongo angegriffen. Kagame rechtfertigte das damit, dass sich dort Hutu-Militärs formierten, um die Macht in Ruanda zurückzuerobern. In einem UN-Bericht von 2010 wird ihm allerdings vorgehalten, dass seine Truppen keineswegs nur Militärs jagten, sondern auch Frauen und Kinder massakrierten. Darüber hinaus hat sich Kagame, nach Ansicht

internationaler Beobachter, an der brutalen Ausbeutung des rohstoffreichen Ost-Kongo ausgiebig beteiligt, wenn er es nicht bis heute tut. Der Handel mit Mineralien aus dem Kongo, vor allem Coltan (ein begehrter Rohstoff, der für die Herstellung von Mobiltelefonen verwendet wird), ist nach wie vor ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für Ruanda – wohl auch ein Grund dafür, dass die Villenviertel in Kigali vom Volksmund vielsagend »Coltanopolis« genannt werden. In einem offiziellen UNO-Bericht aus dem Jahr 2001 wurde Kagame vorgehalten, sich am Krieg im Kongo zu beteiligen, in der Absicht, die reichen Bodenschätze des Nachbarlandes zu plündern. Der Kongo-Krieg gehört zu den blutigsten afrikanischen Kriegen. Bis heute ist das Drei-Länder-Eck Ruanda, Kongo und Burundi nicht zur Ruhe gekommen. Blut klebt an den Händen aller Regenten dieser Länder.

Die unerbittliche Härte, mit der der Ex-General seit sechzehn Jahren seine Macht ausübt, lässt jedem westlichen Demokraten fraglos die Haare zu Berge stehen. Oppositionspolitiker, Menschenrechtsgruppen und ruandische Journalisten beklagen, dass in Ruanda der Straftatbestand, »den Genozid an den Tutsi zu leugnen oder sich diskriminierend zu äußern«, praktisch als Standard-Begründung für Verhaftungen verwendet wird, um unliebsame Kritiker mundtot zu machen. Exzessive Haftstrafen und das Verschwindenlassen von Menschen werden auch vom Menschenrechtsausschuss der *Vereinten Nationen* kritisiert. Vor den Präsidentschaftswahlen im August 2010 gab es verstärkt Verhaftungen. Die Organisation *Reporter ohne Grenzen* beklagt massive Zensur und Repressionen gegen unabhängige Medien, mit Festnahmen von Journalisten bis hin zur Schließung ganzer Redaktionen. Ein führender Oppositionspolitiker der Grünen Partei Ruandas wurde tot aufgefunden, mit durchschnittlicher Kehle. Die genaueren Todesumstände gelten als »ungeklärt«. Ruanda ist zwar für ausländische Besucher ein vergleichsweise sicheres Land, die Perspektive ruandischer Oppositioneller ist jedoch eine

andere. Nach vorne schauen, niemals zurück – diese Parole setzt Kagame oft also mit mehr als fragwürdigen Mitteln durch. Für jeden Ruander empfiehlt es sich insofern, über die Vergangenheit besser zu schweigen.

Das »Hotel Ruanda«

Doch das alte Ruanda ist ja trotzdem noch da. Als ich Daddy danach frage, deutet er aus dem Fenster unseres Autos: »Wenn du nur auf das neue Kigali blickst, ja, dann siehst du die Vergangenheit nicht mehr. Doch jedes einzelne Gebäude in dieser Stadt, das älter als sechzehn Jahre ist, hat eine tragische Geschichte. Siehst du die Kirche dort? Sieht aus wie eine ganz normale hübsche alte Kirche. Dort wurden damals, während des Genozids, Hunderte Menschen umgebracht. Oder das gelbe Eckhaus da vorne, wo jetzt die chinesische Softwarefirma ihre Büros hat? Darin wurde damals gefoltert.« Plötzlich sieht die Stadt anders aus. Als habe man für einen Moment einen Vorhang weggezogen. Aber schon schaue ich wieder den vielen Mofa-Fahrern hinterher, die unbekümmert durch die Straßen düsen, oder den Passanten, die mit schnellem Schritt ihren Geschäften nachgehen, mit globalisiertem Kaffee-Pappbecher in der einen und Handy in der anderen Hand. Und es fällt wieder schwer, über diese Bilder jene anderen Bilder zu legen, jene, die wir aus Nachrichtensendungen und Dokumentationen kennen, die Bilder des Grauens.

Ein Ort mit dramatischer Geschichte ist auch das *Hôtel des Mille Collines*, das *Hotel der tausend Hügel*. Sie wurde durch den Hollywoodfilm »Hotel Ruanda« weltberühmt. Dank eines ebenso beherzten wie cleveren (und angeblich durchaus geschäftstüchtigen) Hotelmanagers überlebten hier über tausend Tutsi und oppositionelle Hutu, die außerhalb der Hotelanlage der sichere Tod erwartet hätte. Der Manager war ein Hutu, verheiratet mit einer Tutsi, eine Mischehe, wie es viele in Ruanda gab. Ein geborener Held war er nicht, bekannte er später selbst in Interviews.

Er hatte sich im damaligen politischen System gut eingerichtet, Karriere gemacht. Erst als Freunde getötet wurden und seine Familie bedroht war, als alle Ausländer in seinem Hotel außer Landes gebracht wurden und die UNO-Soldaten ihre Hilflosigkeit bekannten, da begriff er, was sich in seinem Land abspielte und dass niemand ihnen helfen würde. Nach und nach funktionierte er das Luxus-Hotel zu einem Flüchtlingslager um. Als »zahlende Gäste« versteckten sich die Menschen dort, während die Hutu-Generäle Bestechungsgelder kassierten. Dramatische Szenen müssen sich in diesem Gebäude abgespielt haben: zwischen Hoffen und Bangen, letzte Zuflucht verzweifelter Menschen, ihrem Schicksal ausgeliefert und im klaren Bewusstsein dessen, was außerhalb geschah.

Heute ist das *Mille Collines* längst nicht mehr das erste Haus am Platze. Das Gebäude selbst ist ein typischer grauer Hotelkasten, wie es sie überall auf der Welt gibt. Gerade die Normalität dieses Gebäudes, das genau so auch in jeder deutschen Innenstadt stehen könnte, macht seine Historie noch befremdlicher. Es ist ein fast surreales, zutiefst beklemmendes Gefühl, in der modernen Lobby zu stehen, mit ihren typischen Hotel-Standard-Designerlampen und -stühlen, und sich vorzustellen, wie hier die Menschen in Todesangst kauerten, während draußen ihre Familien, Freunde und Nachbarn mit Macheten barbarisch niedergemetzelt wurden. Der Swimming-Pool, in der Verfilmung ein zentraler Ort des Geschehens, ist immer noch derselbe; wie damals gruppieren sich im großen Garten alle Tische und Sitzgruppen um das Bassin mit seinen mittlerweile etwas abgeblättern hellblauen Kacheln. Nichts erinnert an die Geschichte dieses Gebäudes, nichts. Und es will sich niemand erinnern. Auch nicht die Angestellten, die bereits vor sechzehn Jahren hier waren. Der stets milde lächelnde und zuvorkommende Zozo zum Beispiel, der schon damals an der Rezeption arbeitete, als rechte Hand des couragierten Managers, der heute in Belgien lebt. Über

diese Zeit möchte Zozo genauso wenig sprechen wie alle anderen seiner langjährigen Kollegen. Man reagiert nicht unfreundlich, wenn wir danach fragen, aber eindeutig ausweichend: »Das ist alles vorbei, Vergangenheit, wir müssen nach vorne schauen.« Wie sehr das Land diese Parole von Präsident Paul Kagame beherzigt, werden wir in den nächsten Tagen noch oft erleben.

Doch am nächsten Morgen wollen wir Kigali, die Stadt auf den vier Hügeln, erst mal für einen Tag verlassen, um Ruandas berühmtesten Schatz zu sehen: die sagenumwobenen Berggorillas.

Durch Nebelklüfte und Menschenmassen

Im Morgengrauen brechen wir auf und fahren aus der Stadt in den Norden des Landes, ins Grenzgebiet zum Kongo. Drei Stunden dauert die Fahrt; nicht über buckelige Sandpisten, sondern über eine bestens asphaltierte Hauptstraße, bei durchgehendem Handy-Empfang. Und doch haben wir das Gefühl, nun tatsächlich »im Herzen Afrikas« zu sein, fernab der Großstadt. In Nebelschwaden eingehüllt empfängt uns das Land der tausend Hügel. Dunkelgrün schimmernde Eukalyptuswälder und dichte Bananenplantagen säumen den Weg, sanft schwingt sich die hügelige Landschaft an der Straße entlang, am Horizont erhebt sich das imposante Vulkangebirge, die Heimat der Gorillas.

Doch erst mal sticht uns etwas anderes ins Auge: Wie unglaublich voll es in diesem Land ist. Selbst auf abgelegenen Straßen drängeln sich hier schon frühmorgens so viele Menschen wie in Deutschlands Innenstädten am verkaufsoffenen Samstag. Und jedes Fitzelchen Boden scheint in irgendeiner Form genutzt zu werden, selbst an den Berghängen. Neben größeren Feldern und Wäldern drängen sich kleine Parzellen dicht aneinander, auf denen Gemüse und Früchte angebaut werden. Ein bisschen mutet es an wie eine kilometerlange Aneinanderreihung von Schrebergärten. Das kleine Ruanda ist bis heute das afrikanische Land mit der höchsten Bevölkerungsdichte. Ruanda ist nur ungefähr so

groß wie Mecklenburg-Vorpommern, aber sechsmal so dicht besiedelt. Als sei eine Völkerwanderung im Gange, kommt es uns vor, während wir im Vorbeifahren aus dem Fenster blicken. Die meisten Menschen sind zu Fuß unterwegs, nur wenige schieben ein Fahrrad, viele Frauen balancieren Körbe auf dem Kopf, manche Passanten haben ein Huhn mit Fußkettchen an sich gebunden, während sie die Straßen bergauf und bergab stapfen. Esel oder Pferde sehen wir kaum – anders als wir das zum Beispiel in Äthiopien erleben werden, der nächsten Station auf unserer Reiseroute.

Die massive Überbevölkerung in Ruanda ist nicht nur augenfällig, sie war wohl auch eine der vielfältigen Ursachen für den Völkermord. Zu viele Menschen, deren Existenz von der Agrarwirtschaft abhängt, auf zu wenig Land – das musste zu Konflikten führen. Die wirtschaftlich und politisch zunehmend unter Druck stehende Hutu-Regierung hat die Nöte des Landes damals ethnisch aufgeladen. Natürlich können wirtschaftliche Faktoren allein einen Völkermord nicht begründen, so wenig wie man den Holocaust in Deutschland mit der hohen Arbeitslosenquote in den zwanziger Jahren erklären könnte. Aber bei der Frage nach den Hintergründen dürfte in Ruanda auch die extreme Bevölkerungsentwicklung eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt haben.

Hundert Tage in der Hölle

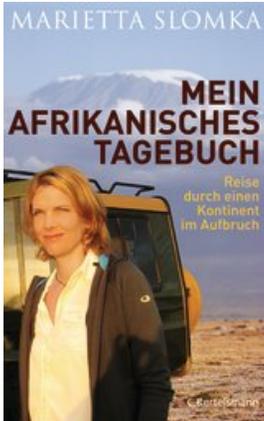
Am Ende wurden in nur hundert Tagen, zwischen April und Juli 1994, bis zu eine Million Menschen umgebracht. Eine unglaubliche Zahl. Die meisten mit Macheten niedergemetzelt, die zuvor gezielt ins Land gebracht worden waren – billige Waffen, preiswerter als Gewehre. Hunderte oder gar Tausende wurden in Schulen und Kirchen zusammengetrieben, angeblich zu ihrem Schutz, in Wahrheit, um sie dort zu erschlagen oder bei lebendigem Leibe zu verbrennen. Es gibt Geschichten von Menschen,

die gezwungen wurden, ihre eigenen Angehörigen lebendig zu begraben. Berichte zu lesen über das, was sich damals in diesem Land abspielte, fällt schwer. Selbst aus den, eher sachlich verfassten, UN-Reports springt dem Leser aus jeder Zeile das nackte Grauen entgegen, so dass man manchmal kaum die nächste Seite aufschlagen mag. Nicht weniger unfassbar ist, dass die Weltgemeinschaft diesem Genozid tatenlos zusah.

Dabei hatte es Warnungen genug gegeben. Zu Übergriffen kam es schon Anfang der neunziger Jahre. Und zu Beginn des Schreckensjahres 1994 schrieb Roméo Dallaire, der kanadische General der hilflosen UNO-Mission, die in Ruanda stationiert war, verzweifelte Berichte an das Headquarter in New York. Er hat darüber später ein Buch geschrieben, »Handschlag mit dem Teufel«, in dem er ausführlich beschreibt, wie sich die Zeichen mehrten, dass in Ruanda Furchtbares bevorstand, und wie er mit seinen Warnungen bei der Weltgemeinschaft auf taube Ohren stieß. Er berichtete von organisierten und politisch motivierten Morden, sah Schlimmeres voraus und bat händeringend um Verstärkung. Vergebens. Nach ihrem Debakel in Somalia 1993/94 war den Amerikanern nicht mehr nach humanitären Interventionen in Afrika zumute. Und ohne amerikanische Führung war ein militärisches Eingreifen seitens der UNO in Ruanda nicht denkbar.

Die Europäer sahen genauso weg – mit Ausnahme der Franzosen, die im ruandischen Völkermord eine besonders unrühmliche Rolle spielten. Der Élysée-Palast betrachtete Ruanda als Teil seiner traditionellen Einflussphäre im französischsprachigen Afrika. Die Regierung Mitterrand pflegte enge Beziehungen zum damaligen Hutu-Regime unter Juvénal Habyarimana, einschließlich militärischer Unterstützung. Paul Kagame hat Frankreich deshalb sogar eine Beteiligung am Völkermord vorgeworfen und beklagt, dass die französische Regierung führenden Hutu-Generälen und anderen hochrangigen Regierungsmitgliedern nach dem Einmarsch der Tutsi-Rebellen zur Flucht verholfen

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Marietta Slomka

Mein afrikanisches Tagebuch

Reise durch einen Kontinent im Aufbruch

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-10076-9

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: Februar 2011

Spannende Mischung aus persönlichen Erlebnissen und journalistischem Hintergrundwissen, die einen neuen Blick auf Afrika eröffnet

Good morning, Africa! Nicht zuletzt mit der Fußball-WM 2010 zeigte das überkommene Bild des afrikanischen Kontinents Risse. Afrika – das ist nicht nur Elend, Gewalt, Entwicklungshilfe, das ist auch Aufbruch, Lebensfreude, Erfolgswillen. Vor allem aber ist Afrika ein reicher Kontinent, gesegnet mit Natur- und Bodenschätzen. Wer profitiert von diesen Schätzen, um die längst ein Wettlauf internationaler Investoren entbrannt ist? Mit dieser Frage ist Marietta Slomka nach Afrika gereist. In ihrem Buch hält sie Begegnungen, Erlebnisse, persönliche Eindrücke fest: vom abenteuerlichen Besuch bei den Berggorillas im ruandischen Dschungel bis zu den Hotspots afrikanischer Großstädte. Sie führt Gespräche mit armen und reichen Afrikanern, mit Investoren, Tourismusunternehmern, Dorfbewohnern und Naturschützern. Daraus ist ein Reise- und Reisetagebuch aus einem ganz eigenen Blickwinkel auf diesen Kontinent entstanden, jenseits der Afrika-Klischees zwischen Armenhaus und Safari-Kulisse.